

BUDAPEST: Zusammenrücken in der Hoffnungslosigkeit

Besorgt um die Demokratie und die Zukunft ihrer Kinder ziehen sich immer mehr Menschen in Ungarn aus dem öffentlichen Leben zurück. *Ein Lokalaugen-schein von Marta S. Halpert, Fotos: Daniel Kaldori*

Das Café Spinoza in der Dob utca 15 trennt zwei Welten: Links, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, eröffnet sich eine Flucht von wunderschönen, renovierten Innenhöfen. Hier reiht sich ein schickes Lokal an das nächste, viele davon mit bunten Schanigärten. Das kulinarische Angebot ist international mit Einsprengseln wie „Yiddische Mamma mia“ oder deftiger ungarischer Hausmannskost. Leistbar ist das nur für Touristen oder wohlhabende Ungarn.

Blickt man vom polierten Holztisch hoch, sieht man großzügige Appartements mit gusseisernen Balkons, die zum Verkauf angeboten werden. Vom Lebensgefühl her könnte man in Paris, Berlin oder Barcelona sein. Doch nur auf jener Hofseite, die in die Király utca mündet, eine belebte Straße im siebten Bezirk mit Möbelgeschäften, Designbüros und Kunstgalerien.

Wählt man vom Spinoza-Künstlertreff aus den Weg nach rechts, in die Síp utca, befindet man sich unvermittelt in einem



Der Präsident.

Péter Feldmájer ist Präsident der Föderation der jüdischen Gemeinden in Ungarn, Mazsihisz. Dadurch unterhält er konstruktive Kontakte zu Ministerpräsident Orbán.

„In Ungarn existiert der altmodische, echt ungarische Antisemitismus. Wir nennen ihn deshalb Antisemitismus mit Naftalingeruch.“ Péter Feldmájer

gänzlich anderen Biotop: Die Häuser sind seit Jahrzehnten nicht gewartet worden, der Verputz bröckelt herab, die Toreingänge und Höfe zeigen sich großteils verwahrlost. Diese Straßenzüge, nicht weit vom Prachtbau des Dóhany-Tempels, wie die Wesselenyi oder Kazinczy utca, waren Teil des jüdischen Ghettos in der Elisabethstadt (Erszébetváros). Im November 1944 mussten rund 70.000 Menschen aus ihren Wohnungen in dieses durch Mauern abgegrenzte Gebiet umsiedeln. Eine Tafel erinnert an das zerstörte Eingangstor zum Ghetto.

Jenes eingemauerte Viertel existiert heute nicht mehr. Aber im Frühjahr 2013 gibt es hier ein mehr oder weniger selbst gewähltes neues jüdisches Ghettoleben: mehrere koschere Lebensmittelgeschäfte, Judaicashops, das Aviv-Reisebüro, das Militärrabbinat für jüdische Soldaten im ungarischen Heer, eine glatt-koschere Fleischhauerei, eine milchige Pizzeria und natürlich „den besten Flodni

der Welt“ von Ráchel Raj in der kleinen Noé-Konditorei. Flodni ist eine köstliche, mehrschichtige Mehlspeise aus Mohn, Walnüssen, Äpfeln und Powidl. Weniger mitteleuropäisch, dafür mit starkem mediterranen Einschlag reihen sich die Hummus- und Döner-Imbisse aneinander. Nur wenige moderne Bürohäuser wurden in die Baulücken des jüdischen Viertels gezwängt. „Laufen Sie durch das ehemalige Ghetto. Genießen Sie Kaffee und Kuchen in einer Konditorei“, heißt es fröhlich-unbekümmert in einer Touristenbroschüre.

„**Antisemitismus mit Naftalingeruch.**“ Weniger unbeschwert, aber umso ambivalenter verläuft das Gespräch mit dem 60-jährigen Präsidenten der Föderation der jüdischen Gemeinden in Ungarn, Mazsihisz. Rechtsanwalt Péter Feldmájer sitzt in einem gemütlichen Biedermeierzimmer mit dunklem Mobiliar und weißen Spitzendeckchen. Das Am-

biente in seinem Büro lässt nicht errahnen, dass zwei Häuserblocks entfernt vor einigen Wochen militante Jobbik-Aktivisten knapp daran gehindert wurden, israelische Fahnen zu verbrennen. Demokratische Defizite seien eine Tragödie für alle Bürger des Landes, versichert Feldmájer, „die Fidesz-Regierung von Premierminister Viktor Orbán hegt aber keine antisemitischen Gefühle“. Der Vater von vier Kindern ist sehr bemüht, eine klare Trennlinie zwischen der Fidesz-geführten Regierung und der rechtsextremen Parlamentsfraktion von Jobbik zu ziehen. Mit Orbán habe er erst im vergangenen Dezember ein persönliches Gespräch geführt: „Ich werde Ihnen nicht alles erzählen, was wir besprochen haben. Aber alles, was Premier Orbán versprochen hat, hat er bisher auch gehalten.“ Besonders stolz ist Feldmájer auf das Abkommen mit dem Unterrichtsministerium, das Jahr 2014 aus Anlass des 70. Jahrestages der Vernichtung von rund 600.000 ungarischen Juden zum „Holocaust-Gedenkjahr“ auszurufen. „Es geht uns nicht um das offizielle Gedenken an ein oder zwei Tagen, sondern um den Unterricht an den Schulen zu diesem Thema. Und damit wird sofort begonnen.“

Zur Aufrechterhaltung der Infrastruktur des jüdischen Lebens, wie Bethäuser, Schulen, Altersheim und dem Kultur- und Gemeindezentrum Bálint Ház, bedarf es der finanziellen Unterstützung durch die Regie-

Die Rebetzen. Linda Verö-Bán engagiert sich an der Seite ihres Mannes, Rabbiner Tamás Verö, in der Gemeinde rund um die Frankel-Leó-Synagoge in Buda und sieht die Lage – auch durch Gespräche mit den Mitgliedern – eher kritisch.



„Es stimmt nicht, dass für die Auswanderung nur wirtschaftliche Interessen ausschlaggebend sind.“

Linda Verö-Bán

rung. Daher ist Präsident Feldmájer bemüht, die kritischen Einwände internationaler Besucher zu entkräften: Zu 95 Prozent sei die jüdische Bevölkerung physisch nicht in Gefahr, denn in den letzten 20 Jahren hätte es nicht mehr als fünf bis zehn tätliche Angriffe gegeben. Auch die Zahl der Auswanderungen jüdischer Bürger verhielte sich in Relation zur allgemeinen Bevölkerung: In den letzten vier Jahren sollen laut offizieller Angaben etwa 300.000 Ungarn ihr Land Richtung Westeuropa verlassen haben. „Wenn im gleichen Zeitraum etwa 3.000 bis 5.000 Juden auf Alija nach Israel gegangen sind, steht das in einem ganz normalen Verhältnis.“

Beharrt man jedoch auf den zahlreichen antijüdischen Ausritten auch aus den Reihen der Orbán-Vertrauten im Parlament, an den Hochschulen, im Kunstbetrieb und in den regierungstreuen Medien, bricht auch bei Feldmájer die diplomatische Fassade ein: „Ja, die Verbalangriffe sind schlimmer geworden. Und dass in vielen Provinzstädten ein übel riechender Horthy-Kult betrieben wird, ist schwer zu ertragen. Die laufende Umbenennung vieler Straßennamen für Persönlichkeiten, die in der Zwischenkriegszeit antijüdische Gesetze beschlossen haben, ist mehr als irritierend.“ Beim Kampf gegen den Antisemitismus fühlt sich Péter Feldmájer vor allem von den anderen Religionsgemeinschaften unterstützt. Der Präsident tröstet sich bei diesem Thema mit

einem Blick ins europäische Ausland: „Im Vergleich zu Frankreich, Schweden oder Belgien geht es uns hier besser, weil wir keine Muslime haben. In Ungarn existiert der altmodische, echt ungarische Antisemitismus, wir nennen ihn deshalb Antisemitismus mit Naftalingeruch.“

„Populistische Zyniker sind an der Macht.“ Am Beispiel zweier junger Frauen und ihrer Familien kann man die unterschiedlichen modi operandi mit der aktuellen Situation in Budapest gut ablesen. Die Kunsthistorikerin Linda Verö-Bán, Mutter zweier kleiner Mädchen, möchte eher heute als morgen auswandern. Da ihr Mann als Rabbiner der Frankel-Leó-Synagoge einer kleinen Gemeinde im Stadtteil Buda vorsteht, sieht sie jedoch ihre Verpflichtung vor Ort, vor allem im Engagement für die Frauen und Kinder dieser Gemeinschaft. Sie unterrichtet Jung und Alt über jüdische Religion und Geschichte und

hat bisher zehn Kinderbücher verfasst, die in sieben Sprachen übersetzt wurden. „Mein Mann und ich diskutieren sehr offen mit den Menschen über die politische Lage im Land. Die meisten sind sehr verunsichert und haben Angst, drastische Entscheidungen zu treffen“, erzählt Verö-Bán, die ebenso wie ihr Freundeskreis beobachtet, dass die jüdischen Menschen näher zusammenrücken und zunehmend versuchen, sich von den Unannehmlichkeiten, sprich Politik, abzuschotten. „Es stimmt nicht, dass für die Auswanderung nur wirtschaftliche Interessen ausschlaggebend sind. Ich kenne ein sehr gut verdienendes Lehrerehepaar, das jetzt wegen der Zukunft seiner beiden Kinder von hier wegzieht.“

Wegziehen möchte auch die jüdische Professorin, die derzeit an der Akademie der Wissenschaften tätig ist. Aber bis sich die Möglichkeit dazu bietet, will sie nicht schweigen: „Wir organisieren laufend Flashmobs und Gegendemonstrationen – auch wenn



„Wir haben es hier mit Zynikern zu tun, die an gar nichts glauben – nur an ihre Macht. Um diese zu erhalten, wenden sie sich an die Masse.“ György Vári

Jobbik dabei martialisch auftritt“, erzählt die Mutter einer erwachsenen Tochter, die anonym bleiben möchte. Verständlich, wenn man die bedrohlichen SMS liest, die sie täglich mehrmals erhält. „Der Telefonterror ist schlimm. Wenn ich als Saujüdin beschimpft werde, scheint das im Vergleich noch harmlos.“

Virus der Hoffnungslosigkeit. Ob die Proteste der Zivilgesellschaft – vor allem ihrer intellektuellen Vertreter – irgendetwas im Bewusstsein der Regierenden bewirken, wollen wir vom umtriebigen Journalisten György Vári erfahren. Der 34-Jährige arbeitet als Innenpolitik-Journalist für das Aufdeckermagazin *Magyar Narancs*. „Wir haben es hier mit Zynikern zu tun, die an gar nichts glauben – nur an ihre Macht. Um diese zu erhalten, wenden sie sich an die Masse der Wähler – und das ist in Ungarn jetzt die untere Mittelschicht. Eine ernstzunehmende Mittelschicht hat sich hier nicht ent-

wickelt.“ Die Demonstrationen gegen die Unterhöhnung der demokratischen Institutionen ignorierte die Gruppe um Orbán ebenso wie sein kritisches Magazin, weiß Vári, „denn sie wissen, dass unsere Konsumenten nicht zu ihren Wählern gehören“.

Die Religionsgemeinschaften würden nur wegen des Ansehens im Ausland in Ruhe gelassen und deshalb auch durchgefüttert. Für eine finanziell sehr einflussreiche Religionsgemeinschaft setzt sich heute sogar Premier Orbán persönlich ein: Die *Hit Gyülekezet* („Glaubensgemeinde“) ist die größte evangelische pfingstlich-charismatische Gemeinde Europas und wurde 1979 – noch während des Kommunismus – von Hauptpastor Sándor Németh gegründet. Seit 1989 hat sie den Status einer anerkannten Religionsgemeinschaft und zählt inzwischen 70.000 Mitglieder und hunderttausende Unterstützer. Diese Gruppierung unterhält ein Netzwerk an eigenen Schulen, eine Universi-

Der Publizist. György Vári ist regierungskritischer Journalist und nennt die Dinge gerne beim Namen: Die Fidesz sei zwar widerlich, aber weder offen rassistisch noch nazistisch, schuld seien für sie immer nur die anderen.

tät, Medien und einen TV-Sender. Die Glaubensgemeinde ist ein starker Verfechter des christlichen Zionismus und bekannt für ihre Unterstützung des Staates Israel.

„Orbán sucht sich seine Feindbilder selbst aus: Dazu gehören u. a. der IMF und die EU. Wichtig ist dabei, dass er den Ungarn suggerieren kann, dass sie selbst an ‚nichts schuld sind‘, sondern immer nur ‚die anderen‘.“ Und das Traurige dabei sei, meint Vári, „dass die Fidesz zwar widerlich ist, aber weder offen rassistisch noch nazistisch“. Vári konstatiert in allen Bevölkerungsschichten große Unsicherheiten: „Niemand glaubt an irgendwelche Verbesserungen, geschweige denn an eine bessere Zukunft. Die Zyniker der Macht haben den Virus der Hoffnungslosigkeit unter die Menschen gebracht.“

Um diese depressive Stimmung etwas erträglicher zu machen, treffen einander jene jungen Juden, die sich zu ihren Wurzeln bekennen, aber keiner religiösen Gruppierung angehören wollen, am Wochenende zum Chill-out in den schicken Lokalen rund um das Café Spinoza. Denn auch dieses lockt mit Hummus und „kosher Pickles“ (Salzgurken) sowie einem „chaud lent“, dem traditionellen Schabbes-Bohneneintopf. So entsteht dann doch noch eine kulinarische Brücke zu den religiös lebenden Juden, die in dem Viertel dahinter die glatt-koscheren Restaurants frequentieren. ▀